Besprechungen

Kate Crawford

Atlas der KI

Die materielle Wahrheit hinter den neuen Datenimperien

München: C. H. Beck, 2. Aufl., 2024. – 336 S.

ISBN 978-3-406-82333-6

Alles hat auch eine dunkle Seite. Doch folgt man Kate Crawford, hat Künstliche Intelligenz (KI) *nur* dunkle Seiten. Und die sind gleich doppelt dunkel: Denn KI ist nicht nur durch und durch böse, sondern dies blieb auch bislang weitgehend verborgen. Erst der „Atlas" mache die unbekannten Teile der KI-Welt sichtbar.

Aus Crawfords konsequent politischer Perspektive treibt KI sechs verheerende Entwicklungen der Menschheit immer weiter und immer schneller voran:

(1) Durch KI werde der Planet weiter ausgehöhlt und zerstört, um deren reißenden Hunger nach Energie und Rohstoffen wie Seltenen Erden zu stillen.

(2) Durch KI würden Millionen Arbeitskräfte aus dem Globalen Süden ausgebeutet, die Mikroaufgaben verrichten müssen, wie Labeln von Daten oder Löschen von missliebigen Inhalten.

(3) Durch KI würden gewaltige Mengen persönlicher Daten zum Treibstoff für industrielle Verwertung.

(4) Durch KI würden strukturelle gesellschaftliche Ungleichheiten verfestigt, indem Personen nach diskriminierenden Kategorien wie Geschlecht, Population oder Alter klassifiziert würden.

(5) Durch KI sei es möglich, Emotionen in menschlichen Expressionen automatisiert zu erkennen und damit auszunutzen, zu beeinflussen und zu beherrschen.

(6) Durch KI werde Macht gesichert, denn KI potenziere die Möglichkeiten sozialer Kontrolle, staatlicher Ausforschung und der Ausübung polizeilicher und militärischer Gewalt.

Mit ihrer vollständigen Verdammung der KI ist Crawford zu einem zentralen Knoten im internationalen Netz der kritischen KI-Forschung avanciert. Die australische Sozialwissenschaftlerin forscht zu KI bei *Microsoft Research* in New York und zugleich an der *Annenberg School* der *University of Southern California*. Ihr zuerst 2021 in den USA erschienenes essayistisches Sachbuch markiert auf dem Spektrum von Dystopie und Utopie einen Punkt, der sehr nahe am pessimalen Pol liegt. Sie malt Geschichte und Gegenwart der KI ausschließlich in düsteren Farben. Dadurch nimmt sie eine kategorische Kontraposition gegenüber dem „Techno-Kapitalismus" ein, ohne pragmatisch das Für und Wider des Einsatzes von maschinellem Lernen in einzelnen Bereichen abzuwägen. Sie stellt sich damit ganz in die Tradition der Kritischen Theorie, die den Schwerpunkt auf die prinzipielle Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse legt. Eine solche generalisierende Betrachtung erlaubt es nicht, einzelne Akteure, Varianten, Kontexte, Zwecke oder Wege zu differenzieren. In ihrer Sicht unterscheidet sich KI aus Hangzhou nur unwesentlich von der aus San Francisco oder der aus Köln.

Und so mag sie auch am Horizont der zukünftigen KI keinerlei Silberstreifen entdecken. Mögliche Regulierungen zieht sie nicht ins Kalkül – im Gegensatz zu den meisten aktuellen Sachbüchern über KI, die mehr oder weniger praktikable Vorschläge machen, wie auf die enormen Herausforderungen politisch reagiert werden sollte, um Chancen zu maximieren und Risiken zu minimieren. Das sucht man hier vergebens: Es gibt keine Hinweise, wer wo welche Leitplanken aufstellen sollte, um das Treiben der Tech-Konzerne einzudämmen. Somit gibt es weder Hoffnung auf eine gesteuerte Entwicklung, wie sie die EU anstrebt, noch auf eine Gestaltung der Potenziale durch Unternehmen, Forschende oder Initiativen aus der Zivilgesellschaft. Bei Crawford setzt die Lösung der Probleme mit KI eine grundsätzlich andere Gesellschaft voraus. Denn KI reproduziere notwendigerweise die sozialen Ungleichheiten, und erst eine von den Zwängen des alten Systems befreite Gesellschaft ermögliche eine verantwortbare Technologie.

Es ist aufgrund dieser Rigidität unwahrscheinlich, dass dieses Buch politische Folgen hat, dass es etwa dazu anstiftet, gegen die KI weltweit zu Felde zu ziehen. Denn die Lektüre wird viele eher deprimieren, weil sie den Schluss ziehen, durch KI werde alles immer schlechter und es sei keine Besserung in Sicht. Die von Crawford propagierte „Politik der Verweigerung" (S. 245) ist technisch, ökonomisch, kulturell und auch politisch nicht vermittelbar.

Doch auch eine solche Sicht hat ihr Gutes. Lehrreich ist die Lektüre schon deshalb, weil erfahrungsgemäß einige Argumente in abgeschwächter Form in anderen Zusammenhängen geäußert werden. Und einige der Bedenken Crawfords sind durchaus erwägenswert. Es ist kein Naturgesetz, dass jeder Fortschritt der KI mit einem entsprechend höheren Verbrauch an Energie und Rohstoffen erkauft werden muss. Da ist sicherlich Spielraum, der gerade auch mit Hilfe von KI ausgelotet werden kann. Massenmärkte für KI-Dienstleistungen werden sicherlich nur dann

DOI: 10.5771/1615-634X-2025-1-86

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

entstehen, wenn ihr CO_2-Fußabdruck verkleinert wird. Und auch die Nutzung für autokratische Zwecke ist hochproblematisch und bedarf der Gegenstrategien. Aber auch die müssen auf KI setzen, etwa beim Erkennen von Desinformation. Es öffnet sich also ein großer Raum für Überlegungen dazu, wie die KI helfen kann, die Risiken von KI zu verringern. Von daher ist eine solche Fundamentalkritik ein Anstoß, um Defizite zu identifizieren und konstruktiv anzugehen.

Darüber hinaus braucht man in Forschung und Lehre zu KI auch einen extremen negativen Pol, und zwar dafür, um sich zu orientieren. Denn es ist unerlässlich, eine solche Extremposition anpeilen zu können – nicht um ihr zu folgen, sondern um den eigenen Kurs zu bestimmen.

Gerhard Vowe

Prof. Dr. Gerhard Vowe, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Seniorprofessur Kommunikations- und Medienwissenschaft, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Deutschland, vowe@uni-duesseldorf.de

Lelia Green / Leslie Haddon / Sonia Livingstone / Brian O'Neill / Kylie Stevenson / Donell Holloway

Digital Media Use in Early Childhood: Birth to Six

Bloomsbury Academic, 2024. –268 p.

ISBN 9781350120280 (ebook pdf)

Mit der Digitalisierung und der Verbreitung von Geräten mit Touch-Screen ließ sich ein enormer Verfrühungsschub in der Nutzung digitaler Medien beobachten. Plötzlich war die Nutzung nicht länger an Schreib- und Lese- oder Maus- und Tastaturkompetenzen gebunden. Bereits Babys und Kleinkinder sind in der Lage, mit ihren Fingern über den Bildschirm des elterlichen Smartphones oder Tablets zu wischen und eine Auswahl zu treffen. Darüber hinaus zeigen auch verschiedene Studien seit mehreren Jahren, dass Kinder immer früher – oft bereits im Grundschulalter – ein eigenes Smartphone besitzen und auch verschiedene Apps nutzen, die nicht immer für die Altersgruppe der Preteens gemacht bzw. geeignet sind. Dennoch ist die Onlinenutzung der Unter-Zehn-Jährigen vergleichsweise wenig beforscht, was u. a. auf die besonderen methodologischen Anforderungen bei der Untersuchung dieser Altersgruppe zurückzuführen ist.

Umso erfreulicher ist es, dass ein Team von renommierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Australien, Großbritannien und Irland mit diesem Buch Ergebnisse langjähriger Forschung vorlegt, in der die Mediennutzung der Null- bis Sechs-Jährigen umfassend beleuchtet wird. Kernstück bildet die ethnografische Studie *Toddlers and Tablets: Exploring the Risks and Benefits of 0-5s Face Online*, die vom *Australien Research Council* gefördert wurde. Einzelinterviews und Videoaufzeichnungen in 22 britischen und australischen Familien wurden mit Fokusgruppen-Interviews kombiniert und die Befunde im Lichte quantitativer Daten anderer Studien analysiert und reflektiert (u. a. aus dem Projekt *Parenting for a Digital Future* von Sonia Livingstone und Alicia Blum-Ross, die 2017 Daten zur Mediennutzung von Null- bis 17-Jährigen in Großbritannien erhoben haben). Wie viele andere Forschende standen auch die Autor*innen vor der Herausforderung, Daten, die vor der Covid-19-Pandemie erhoben wurden (eine genaue Angabe zum Erhebungszeitraum findet sich leider nicht), nach der Krise entsprechend zu kontextualisieren.

Das Buch ist kein Ergebnisbericht im klassischen Sinne. Vielmehr ist der Text entlang verschiedener Schwerpunkte in insgesamt zwölf Kapitel gegliedert, wobei die Befunde aus dem ethnografischen Projekt in unterschiedlicher Weise eingebunden werden.

Nach der Einführung werden in Kapitel 2 die theoretischen Grundlagen entfaltet, die vor allem durch die Arbeiten von Berger und Luckmann (1966), Vygotsky (1978), Bruner (2006), Bronfenbrenner (1979) und Flewitt (2005) geprägt wurden. Die sozialökologische Perspektive spiegelt sich auch in der Struktur des Buches wider, in dem die digitale Kindheit aus jeweils unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet wird.

Kapitel 3 beschäftigt sich mit dem viel diskutierten Thema Bildschirmzeit, das den Autor*innen zufolge inzwischen als eine Art „catch-all concept" für sehr unterschiedliche Mediennutzungspraktiken und Probleme herangezogen werde, den Blick jedoch auf das Wesentliche, nämlich die Auseinandersetzung mit dem, was die Kinder mit den Medien machen, verstelle: „Screen time calculations wear parents out, blinding them to the specificities of how and why children engage with what's actually on the screen, leading to conflict within the family" (S. 36). Interessant sind in diesem Zusammenhang der Rückblick auf die Anfänge der Debatte über die Bildschirmzeit und der Blick auf vorliegende Studien, die den Einfluss von Bildschirmzeit auf das Wohlbefinden im Zusammenspiel mit anderen Faktoren wie Schlaf, Bewegung, Ernährung, Mobbing und Armut als eher gering einstufen: „In other words, screen time may play a role for both good and ill but other factors make a greater difference to well-being and so

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

should take precedence when it comes to policy interventions to improve children's lives" (S. 39). Die Autor*innen grenzen sich deutlich von einer technik-deterministischen Sichtweise und dem damit einhergehenden „control-paradigm" ab und plädieren stattdessen für eine kinderrechtliche Perspektive, die auf wissenschaftlichen Befunden basiert und den Sichtweisen von Kindern angemessen Rechnung trägt.

In Kapitel 4 werden unterschiedliche medienerzieherische Vorstellungen und Praktiken in den Blick genommen. Dabei wird aufgezeigt, dass Vorstellungen von Elternschaft auch durch die Digitalisierung stark geprägt werden. Eltern erhalten nunmehr über eine Vielzahl digitaler Quellen (u. a. Mummy-Blogs) Informationen und Ratschläge zum Thema (Medien-)Erziehung. Beispiele aus den Interviews zeigen, dass sich die Eltern mit den verschiedenen Ratschlägen auseinandersetzen und versuchen, darauf basierend eigene Ansätze zu entwickeln. Die eigenen Ansprüche halten jedoch häufig der Alltagswirklichkeit nicht stand, was dazu führe, dass Eltern sich oftmals schuldig fühlen, wenn sie z. B. digitale Medien – aus welchen Gründen auch immer – einsetzen, um die Kinder zu beschäftigen.

In Kapitel 5 wird die Betrachtung auf eine wichtige und wenig berücksichtigte medienerzieherische Akteursgruppe ausgeweitet: die Großeltern. Auch wenn die Ausführungen im Wesentlichen auf drei Gruppendiskussionen basieren, zeigen die Äußerungen der Befragten eindrucksvoll, welche medienerzieherischen Herausforderungen sich in einer Mehrgenerationen-Figuration ergeben (können), und wie die Großeltern mit den teilweisen ambivalenten Vorstellungen von Medienerziehung umgehen. Viele medienbezogene Regeln scheinen implizit und auch abhängig vom Setting zu sein, so dass unterschiedliche Regeln gelten, je nachdem, in welchem Haushalt sich Großeltern und Enkelkinder aufhalten.

Kapitel 6 geht am Beispiel von zwei Kindertageseinrichtungen in Großbritannien und einer in Australien der Frage nach, welche Rolle digitalen Medien in pädagogischen Einrichtungen zukommt. Die Beobachtungen bestätigen weitestgehend die Befunde vorliegender Studien und zeigen, dass digitale Medien punktuell und kontrolliert eingesetzt werden (wobei teilweise auch die Geräte der pädagogischen Fachkräfte genutzt werden), die Kinder aber wenig Gelegenheiten haben, die digitalen Möglichkeiten auf spielerische Weise selbst zu erkunden. Die Autor*innen führen dies zum einen auf die vorherrschende Haltung der pädagogischen Fachkräfte zurück, dass der Medieneinsatz vor allem dem Erreichen bestimmter Ziele diene. Zum anderen wurde von den Fachkräften auch die Sorge geäußert, dass die Kinder die digitalen Medien ohne Anleitung nutzen würden, wie sie es von zu Hause gewohnt seien, und von sich aus keine neuen Nutzungsmöglichkeiten ausprobieren würden. Interessant sind auch die Beobachtungen zum begrenzten Austausch zwischen den pädagogischen Fachkräften und den Eltern über die Nutzung digitaler Medien, der eher dazu beiträgt, unterschiedliche Erwartungen auf beiden Seiten zu schüren als das Thema Medienerziehung als gemeinsame Aufgabe zu begreifen.

In den Kapiteln 7 bis 9 werden die Ergebnisse in drei Altersgruppen gebündelt vorgestellt: Säuglinge, Kleinkinder und Vorschulkinder. Die Kapitel sind ähnlich aufgebaut. Die Besonderheiten der jeweiligen Altersgruppen werden anhand dichter Fallbeschreibungen (sog. *family based infants' vignettes*) aufgezeigt. Im Anschluss wird fallübergreifend rekapituliert, welche Faktoren Eltern berücksichtigen, wenn sie ihren Kindern digitale Medien zugänglich machen (Kapitel 7), wie die Eltern die Mediennutzung ihrer Kinder wahrnehmen (Kapitel 8) und inwieweit sich Anzeichen finden, dass Kinder im Vorschulalter durch die Nutzung digitaler Medien soziale oder emotionale Kompetenzen erwerben (Kapitel 9). Jedes dieser Kapitel schließt mit einigen Überlegungen zu altersgruppen- bzw. entwicklungsspezifischen Handlungsempfehlungen. In diesem Zusammenhang wird u. a. die Frage aufgeworfen, woher Eltern mit Kleinkindern eigentlich Informationen zum Thema Medienerziehung bekommen (können), und ein Bedarf an entsprechenden Informationen bzw. Bildungsangeboten sowie an digitalen Angeboten, die sich an den Kompetenzen von Kleinkindern orientieren, formuliert.

In Kapitel 10 wird auf verschiedene Faktoren eingegangen, die für die unterschiedlichen kindlichen Onlineerfahrungen bedeutsam sind, wie z. B. die Haltung von Eltern gegenüber digitalen Technologien, die Geschwister-Situation oder auch das Verhältnis bzw. die Lebenssituation der Eltern. An Beispielen getrennt lebender Eltern zeigt sich besonders deutlich, welchen Einfluss die familiale Konstellation auf den Zugang der Kinder zu digitalen Medien, deren Nutzung sowie auf die Eltern-Kind-Kommunikation und die Medienerziehung hat.

Kapitel 11 nimmt die Einschätzung der Eltern bezüglich des Bildungspotenzials digitaler Medien in den Blick. Manche Eltern sehen in Apps und Lernspielen eine direkte Förderung von Fähigkeiten wie Lesen, Rechnen oder Problemlösen, während andere eher darin auch eine Möglichkeit sehen, dass andere Bildungsprozesse angeregt werden. Wie Eltern das Lernpotenzial digitaler Medien bewerten und inwieweit sie auf

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

digitale Bildungsangebote zurückgreifen, hängt dabei u. a. von ihrer eigenen Erfahrung mit digitalen Technologien und ihrem Vertrauen in die Qualität der digitalen Angebote ab. Die Autor*innen sehen in diesem Zusammenhang auch die Anbieter – insbesondere jene, die sich als vertrauensvolle Marke im Bildungsbereich etabliert haben – in der Verantwortung, hochwertige Angebote für jüngere Altersgruppen zu entwickeln.

Den Abschluss des Bandes bildet eine Zusammenfassung in Kapitel 12, in der insbesondere die sozialen, kulturellen und ökonomischen Faktoren als bedeutsame Rahmenbedingungen für die Nutzung digitaler Medien hervorgehoben werden. Eltern, Erzieher und politische Entscheidungsträger spielen eine entscheidende Rolle für eine gesunde Mediennutzung. Diese lasse sich nicht nur an der Bildschirmzeit festmachen. Vielmehr seien die Art und Qualität der Inhalte, aber auch die begleitende Nutzung in der frühen Kindheit wichtige Voraussetzungen, um die Chancen der digitalen Mediennutzung zu nutzen und die Risiken zu minimieren.

Im Anhang finden sich die Fallvignetten zu den beteiligten Familien. Eine weitere hilfreiche Ressource ist der Link zum Glossar „terms relating to children's digitale lives", das von der *Digital Futures Commission* 2023 erstellt wurde (https://digitalfuturescommission.org.uk/wp-content/uploads/2023/03/DFC-Glossary-180323-ready.pdf). Hier finden sich Definitionen zu relevanten Begriffen und Konzepten, wie z. B. die 4 C-Klassifikation von Onlinerisiken, Dark Patterns, Safety by design oder Wellbeing, mit Hinweisen auf die dazugehörigen Quellen bzw. auf weiterführende Literatur.

Das Buch ist all jenen zu empfehlen, die sich mit der Mediensozialisation von Kindern beschäftigen. Forschenden bietet es tiefgehende Einblicke in Familien und wertvolle Befunde zur Rolle digitaler Medien in der Lebenswelt von bislang eher wenig berücksichtigten Altersgruppen. Auch wenn auf ein eigenes Methodenkapitel sowie eine Dokumentation der eingesetzten Instrumente verzichtet wurde, geben die eingangs vorgestellten Überlegungen zur Vorgehensweise (Kapitel 1), aber auch die Ausführungen zu den Interviews mit Vorschulkindern (Kapitel 9) einen guten Einblick in den ethnografischen Forschungsansatz und viele Hinweise, was es bei der Beforschung dieser Altersgruppe zu bedenken gilt. Die Fallvignetten, aber auch die Ergebnisse aus der Befragung der Großeltern, eignen sich überdies hervorragend für einen Austausch mit Eltern (und Großeltern) über die Mediennutzung in der Familie und in den verschiedenen Altersgruppen sowie über medienerzieherische Vorstellungen. Die in den Kapitel 9 bis 11 formulierten Handlungsempfehlungen wiederum stellen einen guten Ausgangspunkt für weitere Überlegungen dar, auf welche Weise zielgruppenspezifische bzw. alters- und entwicklungsdifferenzierte Informationen erfolgreich an Eltern kommuniziert bzw. vermittelt werden können und wie die Perspektive von Kindern bei der Entwicklung digitaler Angebote angemessen berücksichtigt werden kann.

Claudia Lampert

Dr. Claudia Lampert, Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut (HBI), Forschungsprogramm „Wissen für die Mediengesellschaft", Rothenbaumchaussee 36, 20148 Hamburg, Deutschland, c.lampert@leibniz-hbi.de, https://orcid.org/0000-0002-7274-686X

Literatur

Berger, P., & Luckmann, T. (1966). The Social Construction of Reality: A Treatise on the social construct of knowledge. Anchor Books.

Bronfenbrenner, U. (1979). The Ecology of Human Development Experiments by Nature and Design. University Press.

Bruner, J. S. (2006). In search of pedagogy. Volume I. The selected works of Jerome S. Bruner. Routledge.

Flewitt, R. (2005). Conducting Research with Young Children: Some Ethical Considerations. Early Child Development and Care, 175, 553-565. http://dx.doi.org/10.1080/03004430500131338

Vygotsky, L.S. (1978). Mind in Society: The Development of Higher Psychological Processes. Harvard University Press.

Petra Grimm / Kai Erik Trost / Oliver Zöllner (Hrsg.)

Digitale Ethik

Nomos / Verlag Karl Alber, 2024. – 661 S.

ISBN 978-3-7560-1120-9

Wie keine andere Technologie prägt gegenwärtig die Digitalisierung unsere Lebenswelt. Insbesondere Künstliche Intelligenz (KI) verändert unsere alltäglichen Praktiken auf individueller wie kollektiver Ebene. Das von Petra Grimm, Kai Erik Trost und Oliver Zöllner herausgegebene Handbuch versteht sich als ein Kompendium zur „Digitalen Ethik". Der Begriff einer „Digitalen Ethik" ist zunächst problematisch. Denn inwiefern kann eine Ethik selbst „digital" sein? Offenbar ist damit nicht gemeint, dass Ethik *selbst* digital ist oder auf digitale Weise betrieben wird (was selbst eine interessante ethische Fragestellung wäre), sondern dass sich hier die Ethik mit Phänomenen des Digitalen befasst.

Die „Vielfältigkeit" (10) einer solchen „Digitalen Ethik" wird gleich zu Beginn näher bestimmt,

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und sie wird mit verwandten Begrifflichkeiten wie „Technikethik", „Informationsethik", „Kommunikationsethik" und „(digitaler) Medienethik" in ein Verhältnis gesetzt. Der Begriff „Digitale Ethik", so die Herausgeber, „spiegelt eine Synthese der Medien- und der Informationsethik wider" (11). Ein solcher synthetischer Begriff ist sinnvoll, da die Digitalisierung verschiedene angewandte Ethiken gleichermaßen betrifft und ihre Trennungen unterläuft. So verstanden lässt sich das Phänomen des Digitalen aus verschiedenen *Perspektiven* betrachten, so dass es einmal als Technik, als Medium oder als Information erscheint.

Hier wird bereits ersichtlich, dass das Digitale eine ausgezeichnete lebensweltliche Funktion besitzt, insofern sie in eine noch engere lebensweltliche Verbindung zum Menschen tritt als es die ebenfalls zentrale Technologie der Elektrizität tut (eine „Ethik der Elektrizität" bzw. eine „Elektrische Ethik" ist dem Rezensenten bislang noch nicht begegnet). Ganz im Sinne dieser grundlegenden Struktur des Digitalen zielt das Handbuch darauf ab, „[s]tatt einer weiteren Abgrenzung und Aufspaltung in eine Vielzahl von Bereichsethiken […] die vorhandenen Ansätze [zu] bündeln und in ihrer Vielfalt und alltagsweltlichen Anschlussfähigkeit dar[zu]legen." (11) Es geht diesem Verständnis von Digitaler Ethik um ein „Verschmelzen der Bereichsethiken" (12). Diese Verschmelzung ist sinnvoll, lassen sich doch in einer digitalen Lebenswelt durch die intrinsische Vernetzungslogik des Digitalen vormals getrennte Bereiche ontologisch nicht mehr eindeutig voneinander abgrenzen. So bedarf es auch eines umfassenden ethischen Zugangs, der die Bereiche gerade in ihrer Vernetzung zu reflektieren vermag. Die normative „Kernaufgabe" der Digitalen Ethik besteht insofern darin, „ethisches Handeln und Wertefragen unter Bezugnahme auf die digitalisierte Gesellschaft zu reflektieren und normative Standards aufzuzeigen" (13).

Das Handbuch gliedert sich in fünf Themenbereiche. Zunächst werden „Philosophische Perspektiven und theoretische Zugänge zur Digitalen Ethik" eröffnet (25ff.), die von den klassischen ethischen Grundtypen wie Deontologie, Konsequentialismus und Tugendethik auch konfuzianische, zen-buddhistische und lateinamerikanische Ansätze beinhalten. Hier wären epistemologische und ontologische Reflexionen auf die Struktur des Digitalen zum vertieften strukturellen Verständnis des Digitalen hilfreich gewesen. Ein weiterer Themenbereich ist den „Werten der Digitalen Ethik" (141ff.) gewidmet. Hier stehen normative Begriffe wie „Wahrheit", „Autonomie", „Freiheit", „Verantwortung", aber auch „Freundschaft", „Privatheit" und „Nachhaltigkeit" im Zentrum. Aus begriffsethischer Perspektive stellt sich hier die weiterführende Frage, inwiefern diese Begriffe „analog" auf das Digitale übertragen werden können, oder ob sich durch die spezifische Medialität des Digitalen auch die Struktur dieser Begriffe *selbst* ändert.

Der Teil über „Diskurse der Digitalen Ethik" (253ff.) behandelt Themen, die sich auch in anderen Diskursen finden, wie etwa „Diskriminierung" und „Desinformation", aber auch spezifisch digitale Phänomene wie „Cybermobbing" und „Influencing". Der Teil über „Systeme und Technologien der Digitalen Ethik" thematisiert hingegen spezifisch „digitale" Phänomene wie „Digitaler Kapitalismus und Bildung", „Autonomes Fahren" oder „Robotik".

Schließlich werden aber auch „Praxisfelder der Digitalen Ethik" anhand von Themen wie „Digitalkompetenz", „Gesundheit", „Pflege", „Gaming" und „Digital Diplomacy" diskutiert. Insbesondere dieser Teil zeigt aufgrund seiner Spannbreite eindrucksvoll, wie tief und bedeutsam das Digitale in nahezu alle Bereiche unserer Lebenswelt eindringt, diese transformiert und daher einer kritischen Reflexion bedarf.

Dem über 600 Seiten umfassenden Handbuch ist es gelungen, das weite Feld der digitalen Lebenswelt ethisch zu kartieren und in dem kaum zu überschauenden digitalen Dickicht Orientierung zu stiften. Freilich ist das digitale Feld stets im Wachsen begriffen, denn neue digitale Technologien erzeugen neue Phänomene und Konstellationen, die es erst noch zu erkunden und bewerten gilt. Hier stellt sich die Frage nach den Ordnungskriterien für dieses Feld, aber auch nach den ethischen Grundzügen, die alle digitalen Phänomene miteinander gemein haben. Ebenso darf es nach wie vor als ein Desiderat der Forschung gelten, den Begriff der Digitalität von dem der Digitalisierung so abzugrenzen, dass darin die spezifisch lebensweltliche Dimension des Digitalen Berücksichtigung findet – sei es in ethischer, epistemologischer oder ontologischer Hinsicht.

Jörg Noller

PD Dr. Jörg Noller, Ludwig-Maximilians-Universität München, Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Religionswissenschaft, Lehrstuhl für Philosophie I, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Deutschland, joerg.noller@lrz.uni-muenchen.de, https://orcid.org/0000-0002-1070-156X

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Christian Pentzold / Peter Gentzel / Wolfgang Reißmann

Was machen Menschen und Medien?

Grundzüge einer praxistheoretischen Perspektive für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung

Springer Fachmedien Wiesbaden, 2024. – 119 S.

ISBN 978-3-658-43997-2

Die Praxis des Umgangs mit Medien diverser Nutzer*innen zu erforschen, ist in den letzten Jahren international in verschiedenen Disziplinen in den Fous gerückt. Auch die Autoren dieses Bandes (C. Pentzold, P. Gentzel und W. Reißmann) haben über Jahre zu diesem Feld mit verschiedenen Akzentsetzungen beigetragen, Praxistheorie angewandt und weiterentwickelt. Den Autoren geht es hier aber um mehr als eine Bestandsaufnahme: Sie wollen praxistheoretische Ansätze zur Erforschung von Menschen und Medien allgemeiner für die Gegenstände und Themen der Medien- und Kommunikationswissenschaft nutzbar machen, also Praxis als strukturbildendes Medienhandeln erforschen. Je mehr dieses Handeln in überwiegend digitalen Räumen, Orten und Routinen stattfindet, desto mehr verändert es Grundlagen von Gemeinschaft, Politik und Partizipation. Sowohl Menschen als auch Medien tragen durch Routinisierung von Handlungsabläufen, Wissensordnungen und Interaktions- und Nutzungsmustern dazu maßgeblich bei.

Der vorliegende Band soll uns für die schwer zu beobachtenden sozialen Prozesse der Strukturierung von Praxis in der Alltagswelt von Akteur*innen sensibilisieren, uns aber auch forschungspraktisch Wege in die meist verschlossenen Infrastrukturen von Plattformen und Protokolle der digitalen Lebenswelt zeigen (72).

Die Autoren legen eine Systematisierung und umfangreiche Dokumentation deutschsprachiger und internationaler Forschung vor und setzen sich vor allem für die Weiterentwicklung von Praxistheorie als „Grundlagentheorie, verbunden mit einer empirischen Forschungshaltung" (VI) ein. Diese zielt darauf ab „das Verständnis von Subjekt und Objekt" (also: Menschen und Medien) neu zu denken, wie auch „die Bedeutung des Machens, Tuns oder Handelns mit und in Medien" zu adressieren (2). Trotz großer Popularität von Praxistheorie, die mal mehr, mal weniger überzeugend verwendet wird, fehlt es den Autoren noch an einer expliziten Definition in der Medien- und Kommunikationsforschung, wohl auch, weil sich „die eine Praxistheorie nicht identifizieren [lässt]" (17). Den Anspruch einer Grundlagentheorie unterstreichen die Autoren mit dieser Definition: „Praktiken sind zeitlich und räumlich sequenzierte, sozial typisierte sowie körperlich und dinglich verankerte Aktivitätsmuster" (18).

Zentrales Argument für die Hinwendung zur Praxis ist die „Ausrichtung auf die Vollzugswirklichkeit" (53) der Akteur*innen, ohne ihnen die alleinige Erklärungsmacht über ihr Handeln zu überlassen. Die „Befremdung des Bekannten" (11), also die Problematisierung des Alltäglichen als Handlungs- und Strukturkontext, wird durch diese Forschungshaltung in den Vordergrund gerückt. Diese Haltung, so die Autoren, fordert auch in der Wissenschaftspraxis mehr Reflexivität, eigene und disziplinäre Wissensordnungen kritisch zu hinterfragen. Der Band versteht sich als „Impuls zum gemeinsamen Nachdenken" (2) und wendet sich gegen „Methodendogmatismus" (72). Stattdessen wird eine starke „Gegenstandsorientierung" gefordert, die den Vollzug von Praktiken adressiert. Praktiken können wahlweise durch Ethnografie und Beobachtung „eher praxisnah" oder durch quantitative Befragungen oder Laborexperimente „eher praxisfern" beobachtbar werden (60). „Praxisorientierung" soll hier als „Annäherung an ein Ideal" (63) gesehen werden, denn „welcher Ausschnitt von Praxis aus welcher Perspektive jeweils in den Blick gerät" (63), liegt in der Hand und den Interessen der Forschenden.

Der Band verortet in Kapitel 2 zunächst die medienwissenschaftliche Verwendung von Praxisbegriffen und Konzepten und führt in Kapitel 3 Grundsätze der vorgestellten Forschungshaltung ein. Neben der Überwindung dualistischer Erklärungsmodelle für bspw. Handlung und Struktur, Reproduktion und Wandel von Praktiken sowie die Beziehung von Menschen und Dingen, werden vor allem Rekursivität, d. h. Wandel durch Wiederholung von Praxis, und Relationalität, also die Beziehung von Wissen zur Nutzung/Rolle von Artefakten, betont. Kapitel 4 widmet sich Medien als Institutionen, Technologien und Infrastrukturen, Organisationen und Diskursen in praxistheoretischer Perspektive.

Hervorzuheben ist das umfangreiche Kapitel 5, in dem die vorgenannten Perspektiven auf ihre Potenziale für die empirischen Forschung, zur Wahl von Methoden und Forschungsthemen detailliert vorgestellt werden. Hier werden systematisch auch existierende neue Ansätze vorgestellt, die oft Konvergenzen klassisch (netz-)ethnografischer Forschung mit digitalen oder computational methods aufweisen. Hier sehen die Autoren großes Potenzial, um Praxisforschung durch digitale Daten anzureichern, sie aber nicht auf jene Datenspuren des Handelns zu reduzieren: „Die Persistenz von Daten birgt das Risiko, die

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vergleichsweise hohe Stabilität technisch dokumentierter Praxis überzubetonen, und die Fluidität und Kontingenz von Alltagspraxis und die weniger gut sicht- und beobachtbaren Umwege von Praktiken zu unterschätzen" (85). Diese Betonung der Praxis gerade im Umgang mit digitalen und oft opaken Medienumgebungen wird dann auch im letzten Kapitel 6 zu KI und Datafizierung nochmals zeitgemäß betont.

Der Band leistet eine wichtige Zusammenfassung unterschiedlicher Traditionen von Praxistheorie und übersetzt sie auf Forschungsfelder und -themen der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Die 20-seitige Literaturliste zu diesem Feld unterstreicht das Ziel der Autoren, eine kompakte und nutzbare Anleitung zur weiteren Beschäftigung zu bieten. Allerdings oszilliert das Werk im Stil zwischen einem teils spröden Wissenschaftsdeutsch und der lobenswerten Ambition, eine Anleitung für medienwissenschaftliche Methodeninnovation zu leisten. Daher empfiehlt sich dieses Lehrbuch eher auf dem Niveau von Master- und Doktorarbeiten, um empirische Designs für innovative Forschung zu entwickeln, die dem Wissen und den Akteur*innen der Praxis auch in der Wissenschaft Gehör verschaffen.

Christoph Raetzsch

Associate Prof. Dr. Christoph Raetzsch, Aarhus University, Department of Media and Journalism Studies, Helsingforsgade 14, 8200 Aarhus, Dänemark, craetzsch@cc.au.dk

Leonie Zilch

Erregende Dokumente

Pornografie und dokumentarische Autorität

Bielefeld: transcript, 2025. – 382 S.

ISBN 978-3-8376-5755-5

Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation im Rahmen des Graduiertenkollegs „Das Dokumentarische. Exzess und Entzug" entstanden. Sie fragt nach den typischen Rezeptionskontexten pornografischer Medienprodukte bzw. danach, ob diese bereits die Betrachtungserfahrung gewissermaßen vorstrukturierten (13f.). Mit anderen Worten: Sind spezifische Haltungen der Rezeption ein bereits im „Text" angelegtes, interaktiv-kommunikatives Moment? Spannend ist die aus der Diskursmasse der *porn studies* herausragende und damit verbundene, wenn auch nicht ganz neue Überlegung, dass Pornografie Abbildungs- bzw. Darstellungsweisen folgt, die eigentlich als dokumentarisch verstanden werden können.

Die Rezeptionsfrage stellt sich nicht nur bei Alltags-User:innen vor privaten Bildschirmen, sondern auch innerhalb der Porno-Forschung: Von der „potenzielle[n] bzw. faktische[n] Erregung des Wissenschaftler:innenkörpers […] kann nicht abstrahiert werden – und dies nicht nur darum, weil sie sich mitunter stark bemerkbar macht, sondern vor allem darum, weil sie nun einmal mit ‚zur Sache' gehört" (19). Von einem Sachstand im buchstäblichen Sinne lässt sich auch deshalb sprechen, weil pornografische Sichtbarkeiten, so die Autorin, gerade durch den Rekurs auf die Genese des wissenschaftlichen Objektivitätsideals nachvollziehbar werden. Die Fahndung nach einem objektiven „Sachkern" galt nämlich den einstmals verlässlichen, replizierbaren, möglichst subjekt- und damit gefühlsfernen Anschauungsmodi. Ein entsprechender Positivismus drängt sich auch heute noch auf, wenn in bestimmten Kreisen impliziert wird, dass Pornografie am besten „auf Distanz" betrachtet wird – oder überhaupt nicht.

Weiterführende Reflexionen gelten den Diskussionen um das Wesen und die Theorie des Dokumentarischen wie auch des Pornografischen. Während die Dokumentation, in ihrer naivsten Einrahmung, die Realität repräsentieren und dadurch verdeutlichen will, weht der Pornografie in der Neuzeit (anders als in der Antike) ein moralpanischer Sturm der Entrüstung entgegen: Hier wird offenbar zu viel zu genau gezeigt.

Derweil Zilch Gegenbewegungen zum heteronormativen Porno-Mainstream umfangreich benennt, hält sie wohltuend Abstand zu der häufig vorgebrachten Ideologie, wonach sexuelle Mediendarstellungen „besser" oder gar „gerechter" seien, sobald sie pluraler werden, was übrigens auch die Vorstellung einbezieht, dass „echte Paare", die vor der Kamera agieren, Pornografie „authentisch" machen. Gerade Authentizität nämlich ist „immer medial vermittelt" (57) und nicht die unverfälschte Essenz beim bloßen Abfilmen von Körperhandlungen.

Konkret am Material arbeitet Zilch zum einen mit dem sogenannten „Gonzo"-Subgenre, einem pseudo-dokumentarischen Stil, der die herkömmlichen Muster filmischer Inszenierung durch Vereinfachung transzendiert. Nachdem Pornografie in der westlichen Hemisphäre legalisiert worden war, kam es zu aufwändigen Drehs mit spielfilmartiger Handlung, die sich aber tatsächlich um die eingearbeiteten Sexszenen drehte. Gonzo hingegen kommt ohne Kulissen, Beleuchtung, Hintergrundmusik usw. aus und wirkt so quasi-amateurhaft: „Gonzo-Pornografie möchte die Illusion erzeugen, dass der Sex auch ohne Kamera stattgefunden hätte." (83) Konsequenterweise entwickelte sich Gonzo zu-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nehmend hin zu einer kaum mehr narrativ eingerahmten Abbildung von Sexualakten, die körperlich „real" sind, als solche aber nur deshalb zeigbar sind, weil sie in ein eigenwilliges mediales Format gepresst wurden. Wurde die Sexualität im Porno durch die gezielte Reduktion der „Mechanismen der Filmwerdung" nun aber „echter"? Zumindest war das nicht die Absicht der Hersteller:innen.

Das zweite Fallbeispiel sind die Filme der Regisseurin Mason, die weder klassisch queernoch couple-friendly sein wollen. Sie sind bemerkenswert heftig, zugleich aber steht in den üblicherweise heteronormativ angelegten Clips der Höhepunkt der weiblichen Darstellerin im Vordergrund. Es werden also Begehrensformen zur Schau gestellt, die vermeintlich „patriarchal" sind, hier aber eine Aneignung aus weiblicher Sicht erfahren – einer Sicht, wohlgemerkt, die die Elemente des herkömmlichen Mainstream-Pornos positiv bewertet und sogar verschärft (mehrere Männer zugleich, länger andauernder Sex usw.). Der Fokus auf die Lust könne, so der hier verfolgte Anspruch, ein Einfallstor für tiefere Selbsterkenntnisse des Publikums sein.

Bekanntlich wird Pornografie nun aber von vielen jungen Menschen eher als eine Art „didaktisches" Medieninstrument verwendet – in der Annahme, dass das Zuschauen praktische Lerneffekte mit sich bringt. Die „Schnittstelle von Sexualaufklärung und Pornografie" (141) wird auch von Zilch aufgegriffen, und zwar anhand des Diskurses über explizite „Anleitungen", die von Frauen für Frauen produziert werden und in Wort und Bild von den Spielräumen der Lustgenese berichtet. Obwohl dabei „alles zu sehen ist", ist der Erotisierungsanspruch dieser *sex education* doch ein ganz eigener.

Zu den weiteren medialen Formaten, die Zilch unter die Lupe nimmt, gehört die selbsternannte (und kostenpflichtige) Aufklärungswebseite OMGyes, deren Mission gleichsam die Aufdeckung verschütteter Potenziale des weiblichen Lustgewinns ist. Gezeigt werden offenherzige Einblicke in die Körper/die Sexualität von jungen Frauen, die durch den rhetorischen Rahmen („wissenschaftlich bewiesen"), den Schaubildcharakter (etwa einer „Vulva Road Map") und die didaktische Einrahmung explizit sind, ohne pornografisch zu sein. Dennoch – oder deshalb – sei der hier gezeigte Sex echt(er).

Zilch liefert ferner interessante Überlegungen zu einer De-Marginalisierung der Pornografie vor dem Hintergrund eines (medialen) Archivs, als das die Menge pornografischer Inhalte fungieren könnte, sofern es gelänge, die Frage nach der kulturellen Relevanz entsprechender Darstellungen jenseits moralischer Entrüstung zu diskutieren. Ansätze einer solchen Archivierungskultur gibt es bereits; die großen Porno-Plattformen scheinen sie durch die unbändige Lust am Kategorisieren ihrer Darstellungen zu imitieren und zugleich zu konterkarieren.

Die Arbeit kann als eine Hommage an die Vorarbeiten von Gertrud Koch gelesen werden und strotzt vor interessanten Rekursen und Querverweisen. Thematisch Interessierte werden die Lektüre nicht bereuen.

Thorsten Benkel

PD Dr. Thorsten Benkel, Universität Passau, Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Techniksoziologie und nachhaltige Entwicklung, Dr. Hans-Kapfinger-Str. 14d/16, 94032 Passau, Deutschland, Thorsten.Benkel@uni-passau.de

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-1-86 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY